Nr. 245. 41. Jahrgang. Abend-Ausgabe Dienstag, 14. Mai 1912

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Ducldebatte.

Wenn man's so hört, mag's leidlich scheinen. „Wir wollen doch alle dasselbe," sagte gestern der Augeordnete Gröber im Reichstag. Auch Graf Westarp gab zu, daß der Zweikampf gegen menschliche und göttliche Gesetze verstoße. Höchstens könnte man den reichsparteilichen Abgeordneten Mertin ausnehmen, der sich bemüßigt fühlte, für das Duell eine Lanze einzulegen. Beiläufig gesagt, er hatte unrecht mit seiner Behauptung, daß das Duell eine Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende alte Tradition der germanischen Rasse sei. Wir verspüren keine Neigung, die historischen Grundlagen des Duells in allen ihren Verzweigungen aufzusuchen, aber das Duell in seiner heutigen Form hat mit germanischer Tradition sehr wenig zu tun; will man seine Ursprünge finden, so muß man nach Spanien und Portugal gehen, und man wird die Mittlerrolle, die Frankreich dabei spielte, nicht übersehen dürfen. Der „Ehrenpunkt" ist ein romanischer Begriff. Item, das Duell ist ein Uebel; das sieht der ganze Reichstag mit Ausnahme des Herrn Mertin ein. Es ist ganz besonders ein Uebel in der Armee, da man den Kampfspielen der Studenten gegenüber noch immer viel leichter ein Auge zudrücken kann. Aber mit der Hochhaltung dieses schönen Standpunktes ist wenig gewonnen, da wenigstens die Rechte des Reichstags der Meinung zu sein schien, daß gerade in Sachen des Duells die Ausnahme die Regel bestätigen müsse. Den Mund haben sämtliche Parteien gespitzt, aber die Rechte hat gar nicht, und das Zentrum hat nur sehr leise gepfiffen.

Bei den Konservativen ist das nicht weiter überraschend. Sie sind nie verlegen, wenn es sich darum handelt, mildernde Gründe für das Weiterbestehen eines alten Unfugs zu finden. Ist es nicht die Tradition, dann ist es die Kommandogewalt des Kaisers. Man wird es mißbilligen müssen, daß Herr Ledebour den Kaiser in die Debatte zog, man wird sich aber nicht minder dagegen verwahren müssen, daß die Konservativen sich beständig zu Protektoren des Kaisers aufwerfen. Dazu sind unseres Erachtens der verantwortliche Reichskanzler und seine „Nachgeordneten" da, nicht aber die Abgeordneten. Hinter dieser bequemen Brustwehr sitzt nur zu oft, und ganz besonders wo es sich um den „ritterlichen" Zweikampf handelt, der Standeshochmut. Man hört beständig den alten Refrain: „Und der Kaiser absolut, wenn er unsern Willen tut."

Beim Zentrum hätte man schon eher auf eine gewisse Standhaftigkeit in der Duellfrage rechnen können. Hat doch sein Wortführer Erzberger diesmal die Frage zuerst angeschnitten. Eine Zeitlang hatte man sogar die Empfindung, als ob es sich um einen kleinen, natürlich nur parlamentarischen Zweikampf zwischen dem Zentrum und Herrn v. Heeringen handelte. Und in der Tat, gerade das Zentrum hat alle Ursache, sich gegen die Duellsitte in der Armee zu wehren, da die Offiziere, die zugleich fromme Katholiken sind und bleiben wollen, unter den Duelltraditionen der Armee am schlimmsten zu leiden haben. Sind sie wirklich überzeugte Gegner des Duells, so müssen sie zunächst einmal heucheln, da sie sofort gewungen würden, den Abschied zu nehmen, wenn sie etwas von ihrer Duellgegnerschaft dem Gehege ihrer Zähne entschlüpfen ließen. Im allgemeinen mögen sie sich so glücklich durchlavieren, da das Duell auch in der Armee immerhin eine seltene Erscheinung ist. Aber schließlich kann doch einmal ein kritischer Augenblick kommen, in dem der Duellgegner Farbe bekennen muß, da auch der Frömmste nicht im Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt; und dann müssen die Sambeth und Genossen eben mit beschleunigter Geschwindigkeit auf des Kaisers Rock verzichten. Nimmt man hinzu, daß Herr v. Heeringen durch seine erste Antwort auf die Bemerkungen des Abgeordneten Erzberger diesen Konflikt der Pflichten auf die Spitze getrieben hatte, so mußte man erwarten, daß diesmal das Zentrum ganze Arbeit machen würde, zumal die Zusammensetzung der Parteien im Reichstag ihm für einen solchen Vorstoß gegen das Duell in der Armee ein lautes Echo sicherte. Aber das Zentrum handelte nach dem Grundsatz Falstaffs, der die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit erklärte, und ging in seiner Duellresolution nicht weiter, als ihm auch Herr v. Heeringen zu folgen bereit war.

Auf diese Weise wäre der Reichstag in seinem Kampf gegen das Duell nur bis zu dem Ersuchen an den Reichskanzler gelangt, geeignete Schritte zur Beseitigung der Zweikämpfe zu tun und eine Verschärfung des Militärstrafgesetzbuches herbeizuführen. Auch dieser Beschluß ist natürlich besser als nichts, da der Reichsregierung wenigstens deutlich gemacht worden ist, daß die heutige Handhabung der Duellbestimmungen in der Armee dem Willen der Reichstagsmehrheit widerspricht. Aber daß diese Resolution ausreichen könnte, daran glaubt auch das Zentrum selbst nicht. Es blieb auf halbem Wege stehen, weil es seine Regierungsfähigkeit nicht aufs Spiel setzen und sich nicht ernstlich mit Herrn v. Heeringen duellieren wollte. Die Sozialdemokratie nahm die Arbeit gegen das Duell dort auf, wo sie das Zentrum halbfertig liegen gelassen hatte. Die sozialdemokratische Resolution besagte mit aller Entschiedenheit, daß kein Offizier, der ein Duell ablehnt, aus dem Heere entlassen werden darf. Es handelt sich hierbei nur um eine Konsequenz der Zentrumsforderungen, und gerade deshalb war es bezeichnend, daß das Zentrum in eine tödliche Verlegenheit geriet und beim Hammelsprung durcheinanderlief wie eine Herde, in die das Gewitter geschlagen hat. Und das Schlimmste, diese Resolution wurde sogar, dank der Fortschrittlichen Volkspartei, deren prinzipieller Standpunkt durch den Abgeordneten Heyn ausgezeichnet vertreten worden war, gegen einen großen Teil des Zentrums angenommen. „Weh uns, wir haben gesiegt," wird sich Herr Erzberger, der so gern weiter freiwilliger Regierungskommissar bleiben möchte, sagen.

Man braucht nicht so optimistisch zu sein, von den gestrigen Beschlüssen des Reichstages die völlige Beseitigung der Duellunsitte in der Armee zu erwarten. Das Duell in der Armee hängt aufs engste mit der exklusiven Stellung zusammen, die das Offizierkorps für sich in Anspruch nimmt. Aus dem gleichen Geist heraus werden brauchbare Offizieraspiranten als untauglich für das Offizierkorps empfunden, wenn sie zufällig jüdischer Konfession sind, oder wenn eine Siestante einmal mit Eiern gehandelt hat. Auch hat das Duell nicht das mindeste mit der Tapferkeit im Kriege zu tun. Wenn Herr v. Heeringen die siegreichen Schlachten der deutschen Armee auf das mit dem Ehrgefühl angeblich unzertrennliche Duell zurückzuführen suchte, so darf man ihm erwidern, daß bei den Franzosen das Ehrgefühl in dieser Beziehung nicht minder kitzlich ist. Und Friedrich der Große hat seine Schlachten mit einem Offizierkorps gewonnen, das den Zweikampf so gut wie gar nicht kannte. Alle solche und ähnliche Gründe zugunsten des Duells in der Armee sind von bemitleidenswerter Dürftigkeit. Aber so tief alte Uebel immer wurzeln mögen, der Kampf gegen das Duell ist wenigstens einmal im Reichstage aufgenommen worden. Bleibt der Reichstag, wie wir hoffen, bei der Stange, dann werden seine Bemühungen zur Beseitigung der Duellunsitte zuletzt nicht vergeblich sein.

Angebliche Drohworte des Kaisers in Straßburg.

Der Pariser „Matin" veröffentlicht, wie ein Privat-Telegramm uns mitteilt, eine angebliche Aeußerung, die der Kaiser in Straßburg getan haben soll. Der Kaiser unterhielt sich nach dem Frühstück beim Staatssekretär Zorn v. Bulach mit mehreren Gästen und soll dabei auch die jüngsten politischen Vorgänge in Elsaß-Lothringen berührt haben. Dabei habe er gesagt:

„Wenn das so fortgeht, **schlage ich Ihre Verfassung in Scherben.** Bis jetzt kennen Sie mich nur von der guten Seite; Sie dürften mich bald auch von der anderen Seite kennen lernen. Wenn das sich nicht ändert, so werde ich aus Elsaß-Lothringen eine preußische Provinz machen."

Der Pariser Korrespondent des „Matin" erklärt, diese Worte hätten bei den Zuhörern und bei denen, die davon erfuhren, große Verblüffung hervorgerufen. Die „Straßburger Bürgerzeitung" meldet den Vorfall gleichfalls, gibt aber einen etwas anderen Wortlaut der kaiserlichen Nach-Tisch-Bemerkung. In ihrem Bericht fehlt das „in Scherben schlagen", und es ist dort nur von der Aufhebung der Verfassung die Rede.

Man wird eine Bestätigung dieser ganzen Meldung abwarten müssen, bevor man sich darauf einläßt, sie zu kommentieren. Eine Bestätigung ist umso notwendiger, da die Quellen, aus denen die Nachricht stammt, nicht als ganz zuverlässig gelten können. Wünschenswerter als eine Bestätigung würde freilich ein Dementi sein, denn wenn der Kaiser wirklich jene Aeußerungen getan haben sollte, so hätte er etwas völlig Unhaltbares gesagt. Wir haben die Streichung des kaiserlichen Gnadenfonds — die anfangs mit Hilfe des Zentrums gegen die Liberalen durchgesetzt, dann aber zurückgenommen wurde — mißbilligt und auch in der Affäre der Fabrik Gravenstaden dem elsaß-lothringischen Landtag nicht unbedingt zustimmen können. Eine Aufhebung der Verfassung aber, die der Kaiser angedroht haben soll, wäre einfach ein Staatsstreich, ein ungesetzlicher Gewaltsakt. Die Verfassung ist vom Reichstag und vom Bundesrat verliehen worden und kann ohne Zustimmung des Reichstags und der deutschen Bundesfürsten nicht geändert, geschweige denn aufgehoben werden.

Strafverfahren gegen die Landtagsabgeordneten Borchardt und Leinert.

Bei der Eröffnung der heutigen Sitzung des Abgeordnetenhauses, in dem nur wenige Abgeordnete, und von den sechs Sozialdemokraten zunächst niemand, anwesend waren, verlas der Vizepräsident Dr. Krause folgendes

Schreiben des Justizministers,

das beim Präsidenten des Abgeordnetenhauses eingegangen war:

„Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich, einen Bericht des Ersten Staatsanwalts beim Landgericht I, hier, vom 11. d. M. nebst Anlagen mit dem Anheimstellen ergebenst zu übersenden, in Gemäßheit des Artikels 84 der Verfassungsurkunde für den preußischen Staat die Beschlußfassung des Hauses der Abgeordneten herbeizuführen.

Berlin, den 11. Mai.

gez. Beseler."

Rembrandts Tagebuch.

Von [Nachdruck verboten.]

Emil Ludwig.

Unter allen Biographien ist die Geschichte eines Körpers die echteste. Noch die persönlichsten Dokumente — Briefe, Gespräche, historische Worte — vermögen sich unter der Hand kluger Biographen in ihrer Auslegung zu verändern. Allein der Körper, allein das Antlitz sind vor jeder Fälschung sicher — es sei denn die, deren Bedeutung selbst gewollt und deshalb wiederum höchst kennzeichnend ist.

Zu allen Zeiten haben die Künstler versucht, ihr eigenes Bild zu bannen, sie haben ihr eigenes Leben geschrieben oder, als Maler, sich selbst gemalt. Beide Arten der Autobiographie sind aufschlußreich durch das, was sie melden, was sie verschweigen, was sie umwandeln. Denn die Beurteilung wird schwerer und interessanter durch die Verwirrung, die jeder Zeichner seiner eigenen Person anrichtet, mit Vorsatz oder unbewußt, da doch dasselbe Temperament, das dargestellt sein soll, den Griffel der Darstellung führt.

Das psychologische Phänomen, durchaus noch nicht zu Ende erforscht, wächst an Bedeutung vollends, sobald die Hand, die den Körper malt, und die Seele, die diesen Körper speist, einander gewachsen sind: sobald der Künstler als Darstellender und Darzustellender gleich tief interessiert.

Aber kein Dichter und kein Maler hat mit gleicher Kunst, mit gleichem Feuer und mit gleichem Grauen sich selbst dargestellt wie Rembrandt.

Rembrandts Lebenslauf liegt in der Reihe seiner Selbstbildnisse so greifbar offen, daß man alle Sehnsüchte, Ekstasen und Erschütterungen daraus ablesen kann.

Vierundachtzig Selbstporträts sind verbürgt (davon achtundfünfzig Gemälde). Das erste malte er einundzwanzigjährig, das letzte mit dreiundsechzig: zwischen diesen zweiundvierzig Jahren liegen genau doppelt so viele Abbilder seines Ichs.

Auf seinem ersten Bildnis spürt der Jüngling mit klugen Augen in die Welt, doch die Sinne schlafen. Auf dem letzten schlafen die Sinne wieder, doch die Augen sind nun nach innen gewandt, zugleich malt er sein letztes Werk: die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Ueber Rembrandts Biographie hinaus ist die Reihe dieser Bilder schlechthin die Geschichte eines Menschen.

In seinen ersten zwanziger Jahren belauscht er sich, wie verworren er Hals und Blick duckt, fest verschlossenen Mundes, treu seinem Geheimnis, nur den Blick aussendend, wie die Taube aus der verschlossenen Arche: zu sehen, ob Land auftaucht. Jener große Ernst liegt über ihm, wie ihn allein die Jugend hat, zu dem sich das Alter zurückringt. Aber auch Haltlosigkeit und Wankelmut der Jugend werden dargestellt.

Denn gleich darauf erscheint er sich als bartloser, leidenschaftlicher Knabe, mit edlen Lippen, und im selben Jahr, an einem anderen Morgen macht er sich einen Helm von Haaren, zieht die Augenbrauen hoch, spöttelt mit den Mundwinkeln und sucht im Anflug von Bart und Schnurrbart plötzliche Reife sich und der Welt zu dokumentieren. Am nächsten Tage spielt er den grinsenden, verschlagenen Bauern und löscht mit kecker Gebärde jedes Zeichen des Genius aus. Vielleicht am selben Nachmittag besprirt die Radiernadel im Spiegel ihn als einen jungen Diplomaten mit der Allongeperücke, und ein paar Tage später entdeckt er zum ersten Male, daß goldene Ketten, auf schwarzem Samt um die Schultern gelegt, daß ein Barett mit seiner Arabeske und langer, barock geschweifter Feder, dazu die Haltung des Edelmannes, nichts Aeußerliches sind, zumindest eine Maske, die nicht jedermann tragen oder abtun kann. So wetterleuchtet die dreiundzwanzigjährige Phantasie, sprüht dem Leben voraus, kennt die Geschicke, ehe sie geschehen, wetterleuchtet.

Drei Jahre später hat er das Abenteuer des Lebens aufgenommen. Da malt er sich als Türke, reich gewandet, üppig in kecker Stellung, mit unängenehm sattem und wissendem Blick. Aus den Bechern hat er die Lust getrunken, die sich dem Genius mit Schnelle in Melancholie verwandelt. Seine Hand lockt Frauen irgendwelcher Art, wie ein frecher Ruf steigt seine Feder auf, der Stock stützt den wollüstig Matten. Es ist eine kurze Zeit gewesen.

Denn bald kommt Saskia zu ihm — nur einmal in der Welt mit diesem Namen, wie niemand sonst sich Rembrandt nannte. Sacht gleitet sie zu ihm nieder, der sich erfüllende Traum, die sich belebende Phantasie, das holde Gleichnis, erstaunlich jeden Tag, keusch und leidenschaftlich in den Nächten, geistig ohne Wissen, wandelbar aber harmonisch, naiv und dennoch im Besitze jedes Reizes. Denkt man, wie der Künstler sie angeblickt, so denkt man auch an Othello. Alle ihre vielen Bildnisse, die dem Entzückten, Erhobenen, Bereicherten, die dem mit jedem Sinn gefangenen Mann der täglich neue Anblick abgewann, sind Selbstbildnisse Rembrandts. Manche sagen, er hätte alles in sie hineingesehen. Doch diese beschränkte Weisheit, die der Geist der Nachgeborenen mit banaler Skepsis immer wieder vor der Schilderung der Geliebten eines Genius ausbreitet, ist abgeschmackt, seicht, auch unlogisch, denn wer sieht anders als mit seinen Augen.

Er sieht das rätselhafte holde Wesen in seiner Gesellschaft, so malt er sie und sich in der ersten Zeit zweimal. Einmal kommt er dazu, wie sie sich schmückt, da heißt er sie die Pracht verdoppeln, setzt sie vor den Spiegel, zeigt ihr, wie schön Hände liegen und schweben können, wenn man einen Ohrring im Befestigen bewundert, und lenkt ihren Blick auf ihr Spiegelbild, um sie lächeln zu machen. Selbst stülpt er sich dann einen Hut mit langer Feder auf den Kopf, hängt manche Kette um den Hals und harrt mit einer Perlenschnur, sie ihr zu reichen. Aber unversehens entfernt sich sein Geist, er sieht nicht Saskia, sein Entzücken, mehr, noch minder den Beschauer: er sieht die Gruppe und malt. Aber auf jenem anderen Doppelbild, das man Das Frühstück nennt und das man Mitte des Lebens nennen könnte, sitzt sie auf seinem Knie, und keck wie ein Genießender, leicht wie der König des Lebens wendet er sich gerade dem Betrachter zu, — zur Welt, für die auch sie das Haupt wenden muß. Da blitzen Degen und Krüge, in hohen Kelchen wankt der helle Wein, die Federn wippen, die große Hand des Bildners hält ihre Hüfte als sein Besitztum fest, und lachend ruft der Mund: Ich sehe dein Haupt nicht mehr, Gorgone!

Um diese Zeit hat er sich in einem Jahr ein dutzendmal gemalt. Der saugende Blick taucht wieder auf, doch jene Gelassenheit faßt ihn zusammen, die Erkenntnis der Schönheit ist und Trauer über die Erfüllung. Wieder schließt sich dieser Mund, doch nur vor der Welt. Vor ihr, dem schönen Wappen seiner Phantasie, hat diese Lippe wohl Worte gesprochen, — die ihr Ohr kaum vernahm, doch die sie wie den Puls des eigenen Kindes fühlte. Nun sitzt er im Glück, wie die Menschen es nennen, im Ruhm, im Geld, — und somit in den Jahren, da es gilt, der Welt ein Schauspiel zu geben. Seine Haltung ist wie eines Prinzen Haltung. So war er nicht geboren. Ketten, mit Schmuck und Sparsamkeit verteilt, nicht im wahllosen Rausch des Türken, geben ihm eine neue, aristokratische Note.

Sein Haar ist gepflegt und gerafft, sein Bart ist zart und nach der Mode, gestickte Jacken, Pelze und Kragen trägt er nicht als Maske, sondern um des Adels willen und der Haltung. Nun wäre ich, fühlt er, ein großer und gefürchteter zwiler oder kriegerischer Mann, hielte mich nicht der Genius besetzt. Riesige Federhüte stülpt er sich auf, tauscht sie mit Helmen, legt goldene